

## Das Brillantarmband

Humoristischer Kriminalroman von H. A. von Byern.

Verbreitung durch Verlag Daxler, Weiden i. S.

„Lied' Kind, nun wein' doch nicht so, es muß sich ja auflären, — geh', Schatz', nur nicht den Kopf verfluchen —“  
„Ach, Mutti, glaubst du denn, daß jemand von der Dienerschaft —?“ Und nun ist Papa so aufgeregt, wenn sich das dumme Armband nicht wiederfindet, dann — dann —  
„Kommissar Runge wird gleich hier sein, ich gehe ihm bis in den Flur entgegen,“ der Kommerzienrat steckte den Kopf zur Tür herein um ebenso schnell wieder zu verschwinden. — Von der Straßenseite her klang das dumpfe, warnende Supten eines Kraftwagens. — Nun hielt das Auto, ein schlanker, etwa anfangs der vierziger Jahre stehender Herr in Zivil und drei uniformierte Polizeibeamte sprangen heraus:  
„Henning, Sie bewachen die Fensterfront, Barth nimmt die Gartenseite, — n Abend, Herr Kommerzienrat, Herr Bachmeister Mödel, kommen Sie bitte mit!“  
Der Kommissar schüttelte dem alten Herrn die Hand —: „Bitte, ich möchte Sie erst allein sprechen —!“  
„Gewiß,“ Bohmeyer öffnete die zu seinem Arbeitszimmer führende Tür, in dem noch der Zigarrenrauch in leichten, duftigen, graublauen Wölkchen schwebte: „Womit kann ich dienen?“  
Runge hatte sein Notizbuch gezogen.  
„Es ist also ein Armband gestohlen worden?“  
„Jawohl, ein goldenes Armband, Venezianische Filigranarbeit mit vierundzwanzig großen und achtundvierzig kleinen Brillanten — ich schenkte es meiner Tochter...“  
„Wert?“  
„Sechzigtausend Goldmark.“  
„Donnerwetter! Das heißt — ich wollte sagen — das ist ja enorm, ein Einsatz, um den sich schon ein verwegenes Spiel lohnt! — Und nun bitte: wann und wo wurde der Diebstahl ausgeführt?“  
Der Kommerzienrat berichtete alles was er wußte.  
„hm — hm — Sie hatten also heute Abend eine größere Gesellschaft?“  
„Jawohl, ein paar Freunde und Bekannte —“  
„Die Namen bitte?“  
Und als der alte Herr Auskunft gegeben hatte: „War ein Lohndiener engagiert worden?“  
„Nein.“  
„Wer war von Ihren Leuten im Haus?“  
„Der Diener: Franz Schröder, — die beiden Stubenmädchen: Anna Wietholt und Frieda Stanzke sowie die Köchin Minna Bartels. —“  
„Sonst niemand?“  
„Niemand.“  
„Und die Leute sind zuverlässig?“  
„Unbedingt!“  
„So — dann bitte ich Sie, Ihr Personal einmal wieder zu rufen.“  
Nach wenigen Minuten waren alle beisammen. — Mit kurzen Worten stellte Runge den Tatbestand fest und fügte hinzu:

„Es wird notwendig sein, daß Ihre Sachen durchsucht werden. Sie wollen darin kein beleidigendes Mißtrauen sehen, es handelt sich lediglich um eine unangenehme aber in solchen Fällen nicht zu vermeidende Formalität. — Hat vielleicht jemand von Ihnen eine Wahrnehmung gemacht, die geeignet wäre Licht in die Angelegenheit zu bringen oder auf eine Spur hinzuweisen?“  
Einen Augenblick lang Stille, dann trat Anna Wietholt entschlossen einen Schritt vor: „Herr Kommissar — ich habe etwa eine Viertelstunde nachdem die Herrschaften weggegangen waren, einen Mann im Garten stehen sehen — gerade gegenüber von dem Zimmer des gnädigen Fräuleins!“  
„Einen Mann?! Das können Sie bestimmt behaupten?“  
„Es ist so. — Ich war in meine Kammer gegangen, um die Trinkgelder, die ich heute abend bekommen hatte, wegzuschleusen und trat zufällig ans Fenster, weil ich sehen wollte, ob es noch regnete. — Von der Gertraudenkirche schlug es gerade ein Viertel nach Zehn.“  
„Sind Sie in der Lage den Mann näher zu beschreiben?“  
„Ja, ich habe ihn im Mondlicht genau erkannt, es war Herr Manhart...“  
„Was — as?!“ Der Kommerzienrat prallte förmlich zurück: „Das — also das muß ein Irrtum sein!“  
Aber das Mädel redete das Stumpfnäschen ein bißel höher:  
„Ich kann meine Aussage beschwören! — Herr Manhart trug einen dunklen Gehpelz mit Krimmerbesatz an Kragen und Ärmeln, einen weichen, dunkelgrauen Filzhut, den Pelz hatte er vorn zurückgeschlagen, und ich sah deutlich die halberblühte Chrysantheme, die er in der Klappe des Smoking trug.“  
„Sie sind Ihrer Sache vollkommen sicher?“ fragte Runge und sah das Mädchen scharf an.  
„Unbedingt, ein Irrtum ist ausgeschlossen, Herr Manhart stand auf dem Rasen neben der Douglasanne, etwa zehn bis fünfzehn Schritte vom Haus entfernt, da es den ganzen Nachmittag über geregnet hat, müssen die Fußspuren noch zu sehen sein.“  
„Und was geschah dann weiter?“  
„Das weiß ich nicht, ich ging gleich wieder in die Küche.“  
„Fiel es Ihnen denn nicht auf, daß Herr Manhart zu dieser ungewöhnlichen Stunde im Garten war? Sie müssen sich doch etwas dabei gedacht haben?“  
Das hübsche Mädel wurde ein bißel rot und spielte verlegen mit der Schürze.  
„Na?“ ermunterte der Kommissar.

„Wou — ich — ich dachte, vielleicht — vielleicht wegen dem gnädigen Fräulein —“  
Bohmeyer schnaufte vernehmlich:  
„Sie sind wohl...! Was fällt Ihnen ein?! Meine Tochter!“  
„Bitte, Herr Kommerzienrat,“ Runge wehrte mit einer kühlen Handbewegung ab, konnte aber ein ganz leises Lächeln nicht unterdrücken: „Also Sie glaubten, daß Herr Manhart nur deshalb gekommen sei um — hm — hm — den stillen Beobachter zu spielen. — Ist denn die nach der Straße zu führende Gartentüre nicht verschlossen?“  
„Bis um elf Uhr bleibt sie offen, dann schließt Franz ab.“  
„Und wo waren Sie?“ fragte der Kommissar den Diener.  
„In der Küche. Ich putzte das Silber, Frieda und Minna wuschen das Geschirr auf. Aber als die Anna zurückkam hat sie uns gleich von ihrer Beobachtung erzählt.“  
„So, es ist gut.“ Runge klappte sein Werkbuch zu: „Herr Bachmeister, ich denke eine Hausdurchsuchung hat — schon in Anbetracht der vorgerückten Stunde und des Umstandes, daß der Täter vollauf Zeit gehabt hätte, keinen Raub in Sicherheit zu bringen — wenig Zweck. Gehen Sie mit den Leuten einstweilen in die Küche, ich rufe Sie nachher.“  
Als die beiden Herren allein waren, polterte der Kommerzienrat los.  
„Das ist unerhört! Einfach unglaublich! Bismöglich heißt es noch, meine Tochter hätte ein heimliches Rendez-vous gehabt!“  
„Aber... aber, ich bitte Sie, davon kann ja gar keine Rede sein! Uebrigens — wer und was ist denn dieser Herr Manhart?“  
„Ein Schriftsteller, Journalist, er ließ sich uns beim letzten Presseball vorstellen und machte dann Besuch —“  
„Und wurde öfters eingeladen?“  
„Ebenso wie alle die jungen Herren, die ihre Karte abgaben.“  
„hm — und seine persönlichen Verhältnisse?“  
„Sollen durchaus geordnete sein, kein nennenswertes Vermögen aber auch keine Schulden, tadellose Manieren, hat das Abitur, wurde im Krieg Offizier, bekam das Eisene Kreuz erster Klasse, der Vater war Buchhalter bei Oppenheimer & Co.“  
„Sie scheinen ja ziemlich genau unterrichtet zu sein?“  
„Als Vater einer heiratsfähigen Tochter — wundert Sie das?“  
„Ach so — o — —! Und — Herr Manhart hatte ein tieferes Interesse für Ihr Fräulein Tochter?“  
„Wenigstens schien es mir so.“  
Der Kommissar räusperte sich.  
„Sie verzeihen, Herr Kommerzienrat, ich möchte nicht indiscret und unedelhaft sein, frage nur in meiner amtlichen Eigenschaft, um mir ein klares Bild machen zu können —: war dieses Interesse ein gegenseitiges?“  
„Leider, fürchte ich!“  
„Oho! Leider? Und — fürchten?“  
„Na ja,“ Bohmeyer trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte: „Sie werden begreifen, daß ich, als Kaufmann, nicht gerade einen Federhücher zum Schwiegerlohn haben möchte! Meine alte anaerobische Firma...“

Die schönsten Kleider zu billigsten Preisen bei KRÜGER & WOLFF, Pforzheim

Modehaus **Fritz Schumacher** Pforzheim Leopold-Strasse 1  
Erstes Spezialgeschäft für **Elegante Modewaren** wie Handschuhe, Strümpfe, Seidenwäsche, Pullover, Handarbeiten  
WILDBAD Wilhelmstr. 28

### Ein edles Frauenleben.

Roman von Carola Weiß.  
Copyright by Greiner & Comp. Berlin W 30.  
Nachdruck verboten

35. Fortsetzung.  
In Elisabeths Gesicht trat eine leichte Röte; sie sah die Gräfin ruhig an.  
„Ich stehe so hoch in den Augen Ihres Sohnes, daß er mich mehr als ebenbürtig betrachtet, Frau Gräfin.“  
„Oh, Sie sind nicht die erste, der er solche Worte gesagt hat,“ versetzte die Gräfin mit kaltem, schneidendem Hohn, „er hat dies schon vor Ihnen vielen zugesprochen. Ich habe nicht gedacht, daß Sie so bald die Zahl der Mädchen gewöhnlichen Schlags vermehren werden, Fräulein Elisabeth Werner!“  
„Meine Handlungsweise verdient durchaus diese scharfe Entgegnung nicht,“ versetzte das Mädchen, während die Röte der Entrüstung ihr Antlitz färbte. „Ich habe nichts getan, um die Keilung des Herrn Grafen zu gewinnen, im Gegenteil. War ein Benehmen geeignet, das umgekehrte Gefühl zu erwecken, so war es das meinige. Ich hatte auch alle Ursache dazu. Er hatte mich, die Fremde, in Pforzburg, wo wir im Wartesaal zufällig zusammentrafen, so tödlich beleidigt, daß ich es nie zu vergessen glaubte, und mit einer Empfindung für ihn Ihr Schloß betrat, die ich seiner Mutter gegenüber mit dem rechten Namen nicht bezeichnen will.“  
Die ruhige Sprache des Mädchens, der edle Ausdruck ihres Antlitzes, die überzeugende Kraft, die in ihren Worten lag, begannen eine gewisse Wirkung auf das aufgeregte Gemüt der Schlossherrin auszuüben.  
„Sie sagten mir nichts davon,“ versetzte sie nach einer Weile.  
„Ich erwähne nichts, weil ich nicht gleich bei meinem Eintritt Sie, die Mutter, in die Lage bringen wollte, den eigenen Sohn zu verdammen, oder ungerecht gegen mich, die Fremde, zu sein... Ich schwieg ja auch das zweite-mal,“ fuhr sie nach einem tiefen Ausatmen fort, „das zweite-mal, als er mich in jener Nacht absichtlich dem Tode nahe brachte.“

„Welches Wort gebrauchen Sie da?“ rief die Gräfin und sah sie mit starrem Entsetzen an.  
„Das rechte, Frau Gräfin; er sprach schon damals von seiner Liebe, und als ich es ihm in strengen Worten verwies, riß ihn sein wildes Naturell fort, und das Unglaubliche geschah. Wähen Sie nicht, Frau Gräfin, daß ich dies Wort anklagend gegen ihn gebrauche, ich habe ihm längst verziehen, als ich seine Meute sah. Ich erwähne es nur, um Ihnen den Unterschied zwischen Einst und Jetzt zu zeigen... Sie fragen mich, ob ich an seine Liebe glaube? Ja!“ — Die Gestalt Elisabeths schien zu wachsen, als sie diese Worte sprach, ein helles Feuer entbrannte in ihren Augen und nie sonst lag ein solch warmer inniger Ausdruck in ihren reinen, klaren Zügen.  
„Ich glaube an sie, denn ich sah sie entstehen; ich sah das Samen Korn in die Erde sinken, keimen und zu einem starken Baume werden. Sie sagten, daß Ihr Sohn schon für hundert andere empfunden, was er mir gestanden, ich bestreite es. Seine Liebe zu mir verhält sich zu seinen früheren flüchtigen Neigungen, wie das reine, ewige Licht des Himmels zu dem gemeinen Herdfeuer, das nur Rauch und Asche zurückläßt. Haben Sie nicht die großen Veränderungen in ihm wahrgenommen?“ fuhr sie nach einem tiefen Schwelgen fort, „sich nicht täglich darüber gewundert? Oh, Sie haben es bemerkt, Frau Gräfin. Sie konnten nur nicht den rechten Grund dafür finden, oder wenn Sie ihn fanden, so war es keine bessere Einsicht, die Sie plötzlich erwacht glaubten. Wer hat aber dies bessere Teil in ihm erweckt? Eine reine, geläuterte Liebe, und ein Gefühl, das so reinigt und vertieft, an das darf man glauben, wie an das Höchste und Heiligste.“  
Jedes Wort, das Elisabeth sprach, trat mit der Kraft der überzeugendsten Wahrheit, aber auch mit der ganzen Gewalt verzweifelnden Schmerzes die Seele der stolzen Frau. Sie wußte, daß es so war, wußte, daß vor der Gewalt einer solchen Neigung alle Schranken niederfielen, die Jahrhunderte aufgebaut und Jahrhunderte geestigt hatten, daß vor dem verzehrenden Hauche einer solchen Leidenschaft alle Begriffe von äußerer Ehre und Standesunterschied zusammenfielen wie die losen Blätter, die der Herbstwind schüttelt, daß alles zusammenbrach, was den Menschen vom Menschen trennte. So gewiß, wie sich jetzt die Nacht über ihrem Haupte breitete, so gewiß wußte

sie, daß sie nichts von ihrem Sohne zu hoffen hatte. Ihre einzige Rettung war das Mädchen vor ihr, wenn sie dieses nicht bestimmen konnte, zurückzutreten, so sah sie ihr altes, stolzes Haus vor ihren Augen zusammenbrechen.  
Langsam erhob sich die Gräfin und durchschritt einige Male den Salon; an ihren wankenden Schritten sah man, wie fürchtbar sie erschüttert war. Endlich blieb sie vor Elisabeth stehen.  
„Ich nehme mein Wort zurück,“ sagte sie, „Sie sind kein gewöhnliches Mädchen, und so will ich nicht zu Ihnen sprechen, wie ich es jeder andern gegenüber getan hätte. Jeder andern würde ich gesagt haben, daß sie eine elende Kofette sei, die durch niedrige Künste das Herz meines Sohnes betört, daß sie mich durch ihr ruhiges, kaltes Wesen in Sicherheit gewiegt, während sie im stillen ihre ränkevollen Pläne schmiedete, um ihre bürgerliche Geburt durch seinen abligen Namen zu decken. Ihnen sage ich: Wären Sie von Adel, nur die Tochter eines geringen Edelmannes, so würde ich mich nicht bedenten, denn Sie haben einen achtungswerten Charakter. Mit meinem Willen aber wird nie mein Sohn ein bürgerliches Mädchen heimführen. Ich habe keine Macht, ihn zurück-zubalten, denn er ist unlenksam; ich kann ihn nicht zwingen, denn er ist majorenn und Herr seines Willens und Geschicks, aber eins kann ich und das werde ich. An dem Tage, an dem Sie meine Frau werden, werde ich auf-gehört haben zu leben.“  
Elisabeth sah in das Antlitz der Gräfin und sie zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit der Worte, dabei lag ein solcher starrer, trostloser Schmerz in ihren Zügen, daß sich das Herz des Mädchens auf einen Moment erschütterte fühlte.  
„Oh, ich bin eine unglückliche Frau!“ begann die Gräfin nach einer Pause wieder. „In dem am meisten verkehrt zu werden, worin man am verwundbarsten ist! Erst sie, jetzt er!... Und sie sind meine einzigen!... Lajos, Lajos, warum hast du mir einen Fluch in deinen Adern hinterlassen?“  
„Ich kenne die traurige Geschichte Ihrer Tochter, Frau Gräfin,“ sagte Elisabeth nach einem langen Still-schweigen, „und ich dachte, eine Mutter, die solches erlitten, würde milder verfahren und es genug sein lassen an diesem einen Opfer des Vorurteils.“ (Fortsetzung folgt.)

„Schon gut, das ist ja auch nebenächlich für den Gang der Untersuchung. Nun noch eines; ehe ich jetzt die Dame vernehme, muß ich Sie bitten, über alles bisher Festgestellte strengste Verschwiegenheit zu beobachten — auch ihren nächsten Angehörigen gegenüber!“

„Die Sie wünschen,“ der alte Herr öffnete die Tür: „Meine Frau und meine Tochter sind drüben und erwarten uns bereits.“

Nach kurzem Anklopfen trat Runge ein und ließ sich von dem Kommerzienrat vorstellen:

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich hierher, in das Allerheiligste des gnädigen Fräuleins, eindringen muß, aber eine Befichtigung des Tatorts ist nun einmal unerläßlich! — Würden Sie die Güte haben, mir noch einmal im Zusammenhang und unter Berücksichtigung auch der scheinbar unwesentlichen Nebenumstände über die Vorkommnisse des heutigen Abends zu berichten?“

Erst stockend, dann allmählich lebhafter werdend, erzählte Hilde, schweigend hörte der Kommissar zu.

„Eine Frage, gnädiges Fräulein: Als Sie in den Garten hinausblieben haben Sie da jemand gesehen?“

„Nein.“

„Wirklich nicht?“ Runge sah das junge Mädchen scharf an, aber Hilde blieb ganz unbefangen.

„Dann würde ich es doch sagen! Welchen Grund sollte ich wohl haben eine solche ungewöhnliche und wichtige Wahrnehmung zu verschweigen?“

„D — ich fragte nur so im allgemeinen...“ Der Beamte trat an das geöffnete Fenster und beugte sich ein wenig vor: „Hullo! Was ist denn das hier?!“ Und dabei schimmerte in seiner Hand etwas Weißes — eine halb-erschlossene Chrysantheme...: „Das ist ja — merkwürdig!“

Der Kommerzienrat umtrampfte die Lehne des Stuhles, auf den er sich stützte, so fest, daß alles Blut aus den Knöcheln wich. — Runge warf ihm einen kurzen Blick zu.

„Wissen die Damen vielleicht eine Erklärung dafür, wie die Blume auf das Fenster Sims gelangt sein kann?“

„Es ist mir unsagbar.“ Frau Else Vohmeyer sah völlig verständnislos von einem zum andern: „Kind, weißt du —?“

„Nein, Mutti, ich habe doch gar keine Chrysanthemen hier im Zimmer!“

„Also bliebe nun die Annahme übrig, daß jemand die Blume dorthin gelegt oder — verloren hat,“ sagte der Kommissar.

„Verloren?“

„Ja, zum Beispiel beim Einsteigen, um einen offen daliegenden Schmuck zu stehlen.“

Das junge Mädchen lachte unwillkürlich auf. „Ich bitte Sie! Ein Dieb trägt doch keine Chrysantheme im Knopfloch!“

„Das läme ganz auf die Umstände an, — der Betreffende könnte ja im Theater oder in einer Gesellschaft gewesen sein, — es gibt auch sogenannte Gentleman-Einbrecher oder —“

„Runge schweig und wandle sich kurz ab: „Ich möchte nun einmal den Garten besichtigen, bei den aufgeweichten Wegen müssen sich doch irgendwelche Fußspuren finden lassen, — Herr Kommerzienrat wenn ich um Ihre Begleitung bitten dürfte? Morgen vormittag spreche ich dann noch einmal vor und nehme das Protokoll auf. — Empfehle mich gehorsamt, meine Damen!“

„Sollen die Leute noch länger aufbleiben?“ fragte Vohmeyer, als die beiden Herren auf dem Flur waren.

„Nein, Herr Bachmeister Rödel!“

„Herr Kommissar befehlen?“

„Das Personal kann zu Bett gehen, aber holen Sie doch bitte mal vom Auto die Scheinwerferlaternen und bringen Sie für alle Fälle das Abgasmaterial mit!“

„Abgasmaterial?“ sagte der alte Herr erstaunt.

„Ja, zum Ausgießen etwaiger Fußspuren... Ich habe mich schon im Zimmer gründlich umgesehen, doch da läßt sich nichts feststellen, der dicke Teppich liegt bis zum Fenster, und auf dem Sims waren keine Abdrücke zu erkennen.“

Blausilbernes Mondlicht flutete durch das Gezweig der alten Parkbäume, in denen der Nachtwind raunte, aus weiter Ferne klang gedämpft das Branden und Brausen der nimmerruhenden Großstadt herüber.

„Haben Sie die Laterne? Schön — Hennig und Barth können uns begleiten, aber bitte Vorsicht, damit wir etwaige Spuren nicht verwischen!“

Der grelle, weiße Lichtkegel huschte über den gelblichroten Kies des Gartenwegs hin —

„Welches ist das Fenster zu dem Zimmer Ihres Fräuleins Tochter?“

„Das dritte, gerade gegenüber von der einzeln stehenden Douglastanne.“

„Gut. — Bleiben Sie mal stehen, meine Herrn.“ Runge nahm dem Beamten die Laterne ab und ging langsam nach der sibirig schimmernden Rasenfläche hinüber. — Als er im Schatten der Conifere angelangt war, stieß er plötzlich einen halbtauten Ruf der Ueberraschung aus und beugte sich nieder.

„Haben Sie etwas gefunden?“ fragte der Kommerzienrat neugierig und reckte sich auf den Fußspitzen empor. — Triumphierend hielt der Kommissar ein dunkles, länglich geformtes Etwas in die Höhe, kam rasch zurück:

„Ein etwas unvorsichtiger Herr, der nicht einmal den Verlust seines Gummischuhes bemerkt hat! — Ah und hier —“

Runges Züge wurden mit einmal sehr ernst: — „hier steht sogar an der Innenseite mit Tusche geschrieben der Name des Besitzers: P. Manhart!“

Sekundenlang Stille, dann sagte der alte Herr erregt: „Unmöglich! — Ganz unmöglich! Das — das muß ein Irrtum sein!“

„Glauben Sie?“ Der Beamte zuckte nun die Achseln: „Und die mit aller Bestimmtheit abgegebene Aussage des Stubenmädchens?“

„Ja, aber dann — dann wäre ja der — der Betreffende ein gemeiner Dieb, ein Einbrecher!“

„Auch der Ehrenhafteste kann wohl einmal einer an ihn herantretenden Verhütung unterliegen und gerade in den Kreisen der Jugend dorés — ich bitte Sie, — Schulden, Spielverluste, die nach dem ungeehrten Ehrentodeg binnen vierundzwanzig Stunden gedeckt sein müssen —“

„Trotzdem! Und — nun?“

Wieder ein kurzes Schweigen. Der Kommissar steckte gelassen seinen Fund in die Tasche des Ulsters: „Meine Aufgabe hier dürfte vorerst beendet sein, — das Weitere ist Sache des Untersuchungsrichters —“

„Das heißt — Sie wollen zu einer Verhaftung schreiten?“

„Es wird mir nichts anders übrig bleiben, Herr Kommerzienrat — die Verdachtsmomente sind erdrückend!“

Der alte Herr strich sich mit der flachen Hand mehrmals kurz hintereinander über den geschichteten Scheitel, wie immer, wenn ihn etwas tief innerlich erregte.

„Sie haben recht, ich sehe es ein, — nur, die ganze Geschichte ist mir unsagbar peinlich, — meine Frau, meine Tochter —“

„Brauchen vorläufig gar nichts zu erfahren, ich möchte Sie sogar dringendst bitten, solange völlige Verschwiegen-

heit zu bewahren, bis die Angelegenheit spruchreif ist; denn schließlich, noch ist die Möglichkeit eines Irrtums nicht ganz von der Hand zu weisen, und ehe man einen Unschuldigen verdächtigt —. Uebrigens, ich werde selbstverständlich mit aller nur möglichen Rücksichtnahme vorgehen, muß auch erst Bericht erstatten und den Verhaftungsbefehl auswirken.“

„Es ist scheußlich! — Scheußlich!“ Vohmeyer war ganz gebrochen. „Was sage ich nun meinen Damen?“

„Nichts, lassen Sie die Dinge ruhig an sich herantommen, je weniger Leute um den Vorfall wissen, desto besser ist es im Interesse der Untersuchung! Und jetzt —“ Runge blickte auf das Radiumzifferblatt seiner Armbanduhr: „Herrgott — um eins — Sie werden sich erkälten, Herr Kommerzienrat, also nochmals: Zunächst absolutes Stillschweigen, es ist nicht nötig, daß die fatale Sache gleich Stadtgespräch wird!“

„Ich fürchte, das wird ohnehin bald genug der Fall sein!“ Vohmeyer begleitete die Beamten bis zum Kraftwagen und gab dem Kommissar die Hand.

„Haben Sie einstweilen vielen Dank für Ihre Bemühungen!“

„Bitte sehr, ich tue nur meine Pflicht und — nehmen Sie die Geschichte nicht so schwer, vielleicht wendet sich doch noch alles zum Guten!“ —

Knatternd und sauchend sprang der Motor an, ein dumpfes Hupensignal, dann schoß das Auto mit einem kurzen Ruck vorwärts und verschwand in dem lastenden Schatten der Häusermassen — — —

Die starren, steinernen Brüste der Karyatiden glänzten im Mondlicht. Peter blieb unter dem Portikus der Villa Vohmeyer stehen, brannte sich eine Zigarette an und wartete, bis die anderen Gäste ein Stück Wegs vorausgegangen waren. — Ob Hilde nicht doch noch einmal zu einem Fenster heraussehen würde, um ihm einen kurzen Gruß zuzuwinken? — Und plötzlich kam ihm ein Gedanke: er wollte ihr eine Lieberauskunft bereiten, wollte die Chrysantheme, die er den ganzen Abend über getragen hatte, auf das Fenster Sims legen — — — Aber welches mochte wohl ihr Zimmer sein? Langsam schlenderte Manhart um das Haus herum, polierte sich dann neben eine kleine, breitstämmige Douglastanne und wartete. — Die Geister des Schaumweines trieben noch ihr lustiges Spiel in dem Hirn des jungen Schriftstellers, lockende Bilder stiegen vor ihm auf — — — Doch dann schreckte er plötzlich zusammen: von der Parkmauer her stierten ihn zwei grünlich funkelnde Lichter an, — lautlos glitt ein schwarzer Schatten über den Rasen, — unwillkürlich mußte Peter lächeln — wie man nur so schreckhaft sein konnte — — — eine Kage, die heimlichen Liebesabenteuern nachging — — —

Im Salon und gleich darauf auch im Arbeitszimmer des Kommerzienrats erlosch das Licht, — dann wurde das gegenüberliegende Fenster hell — — —, eine ranke, schlanke Gestalt zeichnete sich als dunkler Schattenriß von dem erleuchteten Biered ab... Hilde!

Manhart wurde es schwül zumute, — nein, das hatte er nicht gewollt, — hier den heimlichen Beobachter spielen! Und — wenn ihn jemand sah, — — — dann war es für seine Braut noch unangenehmer als für ihn.

Das junge Mädchen streifte das Armband ab, legte es auf das Nachtschischchen und löste die schweren, goldblonden Flechten; dann öffnete Hilde das Fenster, lehnte sich über die Brüstung und atmete in tiefen Zügen die weiche, würzige Nachtluft ein. —

Peter duckte sich in den Schatten des Baumes — verflucht noch mal, — das war ja hier der reine Morast! Fast bis an die Knöchel versank der Fuß in dem vom Regen aufgeweichten Erdreich!

Minuten vergingen. Nun trat das junge Mädchen zurück, blieb einen Augenblick lang wie ungeschlüssig stehen und huschte dann aus dem Zimmer. —

Sol! Jetzt war die Gelegenheit günstig! Manhart reckte sich auf den Fußspitzen — ein geschickter Wurf, und die Chrysantheme lag droben! Wie ein Schulschüler, der einen Streich ausgeführt hat, schlich der junge Dramatiker an der Hauswand entlang und trat auf die Straße. — Dort zog er die Uhr, — erst zwanzig Minuten nach Eis — viel zu früh, um schon heimzugehen.

Und plötzlich fiel ihm ein: vielleicht traf er im Café „Häberle“ noch Bekannte? — Peter beschleunigte seine Schritte und bog in ein stilles, abgelegenes Gäßchen ein. — Schon von weitem blinnte das Licht durch die Spiegel-scheiben des Caféhäuses, das hauptsächlich von Künstlern und solchen, die sich dafür hielten, besucht wurde. — Nach einem vergeblichen Versuch, durch die vom Regen beschlagenen Fenster ins Innere des Lokals zu spähen, drückte Manhart die Türklinke nieder und trat ein. —

„Jessas — der Peter! Ja, nun sag' bloß mal, wo kommst du denn her?“ dröhnte ein tiefer Bass, und hinter dem neben einem schon etwas wacklig aussehenden Klavier stehenden runden Marmortischchen reckte sich eine Hünen-gestalt. —

„Grüß Gott, Franz!“ Der junge Schriftsteller drückte zuerst dem Landschaftsmaler Franz Nimbsch und dann seinem Intimus und ehemaligen Schulkameraden, Hans Schmidt, der als Sportjournalist bei der „Morgenzeitung“ angestellt war, die Hand:

„Se später der Abend, desto schöner die Gäste!“

„Hm,“ meinte der Redakteur kritisch und puzte mit dem Taschentuch an den Gläsern seines Klemmers herum: „Das ist Geschmacksache, die obere Hälfte ist ja soweit leidlich passabel, aber die l'autre cotée — — —, du hast dir wohl Vehmumschläge um deine Pedale gewickelt?“

Manhart sah an sich nieder:

„Ach du lieber Himmel! Donnerwetter ja — und wo ist denn mein anderer Gummischuh?“

„Bermutlich auf dem Leibamt“ grünte der Maler: „Junge, Dunge, im Bratenrock mit weißer Binde, — ohoi! — was ist denn das hier?! — Ein Haar! Ein Frauenhaar, — goldblond!“

„Brüll doch nicht so!“ knurrte Peter und gab dem Riesen einen Puff zwischen die Rippen: „Kinder habt ihr nicht 'nen trinkbaren Tropfen?“

„Du hast wohl bei deinem Gastgeber dursten müssen, Peterle? — Na, wir wollen nicht so sein, geh', Franzl, gib ihm ein Glas Brauneberger.“

„Was — Brauneberger? Ree, Herrschaften, da müßt ihr schon erlauben!“ — Herr Häberle!“

Der dicke Wirt, der ein selbendes Halstuch um seinen ungeheuren Kropf geschlungen hatte, kam dienstfertig hinter dem Büfett herem:

„Ei guten Abend, Herr Doktor! No, was schaffe Sei?“

„Eine — nein zwei Bullen Schaum — oder halt! Auch dies Getränk erscheint mir noch zu gering, — bringen Sie zwei Flaschen Johannisberger 1868er, Sie wissen doch?“

Herr Häberle kniff die kleinen Auglein zusammen, daß sie hinter den Fettpolstern der leicht geröteten Wangen verschwand:

(Fortsetzung folgt.)

Im Jahr 1843 machte Friedrich Gottlob Keller die epochemachende Erfindung des Holzschleifens, die nicht nur einen neuen Industriezweig schuf, sondern weit darüber hinaus ein Ereignis von außerordentlicher kultureller Tragweite war. Heinrich Voelter, dem es in jahrelanger unablässiger Bemühung gelang, die Kellersche Erfindung maschinell brauchbar zu gestalten, wollte zunächst den Schleifprozess in die Papierfabrikation einleiten. Er stieß jedoch hierbei auf erhebliche Widerstände, und so kam es, daß sich eine selbständige Holzstoffindustrie entwickelte, die ihre Erzeugnisse an die Papierindustrie absetzte. Die ersten Handwerkschleifereien entstanden um 1860 herum. Schon wenige Jahre darauf finden wir in Deutschland eine für die damalige Zeit ziemlich umfangreiche Industrie, und verbreitete sich die Holzschleiferei über alle Kulturländer der Erde, die über eine eigene Papierindustrie verfügten. Je nachdem die Brauchbarkeit des aus Holzfasern bestehenden Papiers erkannt und durch die ergänzende Erfindung der chemischen Aufbereitung des Holzes (Zellstoff) die Verwertungsmöglichkeit des Holzstoffes noch erhöht worden war, lag der ungeheure Fortschritt für die Kulturwelt klar zutage. Bis dahin konnte man nur die teuren, aus Lumpen hergestellten Papiere, und der Mangel an Rohstoffen machte sich immer fühlbarer. Nun standen Rohstoffe und damit Papier in unbegrenzter Menge zur Verfügung, zu Preisen, die wesentlich unter den Lumpenpapieren lagen. Der Massenherstellung von Zeitungen, von Büchern war der Weg geebnet. Schätzungsweise betrug die Papiererzeugung in Deutschland um 1800 herum 15 000 Tonnen, im Jahr 1927 wurden ungefähr 2 Millionen Tonnen hergestellt, weitaus zum größten Teil aus Holzstoff und Zellstoff. Damals galt eine Papiermühle mit einer Jahreserzeugung von 30 Tonnen schon als ein angesehenes Unternehmen. Heute beträgt die Tageserzeugung einer einzigen Druckpapiermaschine größten Formats 100 Tonnen.

Daß die Grenzlinie zwischen Holzstoff- und Papierindustrie sich sehr bald verwischte, war eine natürliche Erscheinung. Bestehende Papierfabriken gliederten sich Holzschleifereien an und umgekehrt wurden reine Schleifereien zu Papierfabriken ausgebaut. Die gesamte Holzstoffherzeugung Deutschlands beträgt heute rund 750 000 Tonnen jährlich, wozu nahezu drei Millionen Raummeter Schleifholz benötigt werden. Der weitaus größte Teil der Erzeugung wird zu Papier verarbeitet, nur etwa ein Viertel zu Pappen. Die Zahl der Schleifereien betrug 1926 insgesamt 547, die sich auf 435 Unternehmungen verteilen.

Die Zellstoffindustrie ist eine Großindustrie erst im Lauf der letzten 50 Jahre geworden. Bis zum Anfang der 80er Jahre behauptete das Natronverfahren in der Zellulosefabrik die Herrschaft. Dann aber wurde es mehr und mehr vom Sulfiterfahren verdrängt.

Schon im Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts war der heimische Holzankauf nicht mehr in der Lage, den Bedarf der deutschen Zellstofffabriken zu decken. Die gesamte Holzstoffherzeugung betrug im Jahr 1927 1 072 000 Tonnen gegen 840 000 Tonnen im Jahre 1913 (+ 21,6 v. H.). Diese Steigerung ihrer Erzeugung hat die deutsche Zellstoffindustrie durch Erweiterung bestehender Betriebe und zum Teil durch Betriebsverbesserungen erreicht, obwohl einige bedeutende Werke der Holzzellulose und Natronzellulose durch den Friedensschluß verloren gingen.

Die deutsche Holzstoffindustrie muß etwa 60 v. H. des von ihr verwendeten Fichtenholzes aus Polen und Finnland beziehen. Die skandinavische, tschechische und österreichische Zellstoffindustrie hat wegen des größeren Reichtums an Rohstoffen einen erheblichen natürlichen Vorsprung auf dem Weltmarkt, der von deutscher Seite durch technische Vervollkommenung ausgeglichen werden muß. Durch den Wettbewerb ist eine außerordentliche Verbilligung des Papiers, aber auch eine gewaltige Steigerung des Verbrauchs herbeigeführt worden. Und diese rapide Zunahme der Papiererzeugung in der ganzen Welt, die freilich bedeutlichermaßen in vielen Ländern der Absatzsteigerung voranzuwellen scheint, bereitet schon jetzt ernste Sorgen ob der noch zur Jahrhundertwende unerschöpflich erscheinende Waldreichtum der Erde mit dem wachsenden Bedarf an Papierholz. Schrit halten kann. Zahlreiche Wissenschaftler und Männer der Praxis arbeiten daher zurzeit an dem Problem der Erschließung neuer Rohstoffquellen für die Herstellung von Papier. Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Papierindustrie mag durch einige Zahlen beleuchtet werden. Zurzeit wird in Deutschland in 355 Fabriken Papier erzeugt, und zwar in neun Großbetrieben mit über 2500 Tonnen Monatserzeugung, 144 Mittelbetrieben mit einer Monatserzeugung von 250 bis 2500 Tonnen und 202 Kleinbetrieben mit weniger als 250 Tonnen Monatserzeugung.

Die Gesamtproduktion der deutschen Papierindustrie bewegte sich seit dem Kriege auf stetig ansteigender Linie und hat im Jahr 1927 die Höchstsumme von über 2 Millionen Tonnen erreicht; das bedeutet gegenüber 1926 eine Steigerung um 20 v. H. Auf den Arbeitstag gerechnet, ergibt das etwa 660 Eisenbahnwagen von je 10 Tonnen oder 13% volle ausgeladene Güterzüge, die die deutschen Papierfabriken verlassen. Wertmäßig stellt diese Jahreserzeugung an Papier eine Summe von annähernd 900 Millionen Mark dar. In dieser Gesamtproduktion ist Druckpapier mit mehr als 40 v. H. enthalten, davon Zeitungsdruckpapier mit 25,6 v. H. Der Anteil des gesamten Packpapiers beträgt etwa 20 v. H. Während die deutsche Papierindustrie vor dem Krieg bezüglich der Erzeugungsmenge an erster Stelle in der Welt stand, ist sie jetzt von den Vereinigten Staaten überholt worden. Zurzeit ist Deutschland mit etwa 14 v. H. an der Weltproduktion und 33 v. H. an der Papiererzeugung Europas beteiligt. Die deutsche Papierausfuhr ist im Rückgang begriffen und zwar 1927 gegenüber dem Vorjahr um 11 v. H. Mit 330 000 Tonnen im Wert von 143 Millionen Mark betrug die Ausfuhr im letzten Jahr 16,5 v. H. der Gesamtproduktion. Welche wichtige Rolle aber die Papierindustrie für die Gestaltung der deutschen Außenhandelsbilanz spielt, geht daraus hervor, daß sie einschließlich Pappen und Waren daraus mit 3,5 v. H. der gesamten Ausfuhr an achter Stelle von 27 Warengruppen steht. Das verarmte und schwer belastete Deutschland steht bezüglich des Papierverbrauchs, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, an dritter Stelle. Prozentual wird der Papierverbrauch in Deutschland nur von den Vereinigten Staaten und England übertroffen. In der deutschen Papierindustrie sind rund 110 000 Arbeiter beschäftigt, eine Zahl, die sich für das gesamte Papierfach auf 570 000 erhöht, so daß unter Einbeziehung der Familienangehörigen etwa 3/4 v. H. der deutschen Bevölkerung in dieser Industriegruppe ihren Lebensunterhalt finden.